

Konrad Kraske

„DER KANZLER LEGTE SEHR GROSSEN WERT DARAUF, DIESE KONTAKTE ZU PFLEGEN: ‚HERR KRASKE, VERGESSEN SE NIE, WAT DIE LEUTE FÜR UNS JETAN HABEN IN DEN ERSTEN JAHREN NACH’M KRIEG!’“



Konrad Kraske, geboren am 5. Juni 1926 in Berlin, 1943–1945 Soldat der Wehrmacht, 1946 Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft, Studium der Geschichte und Philosophie in Freiburg/Breisgau, 1951 Promotion zum Dr. phil., 1951/52 stellvertretender Pressereferent in der Dienststelle Blank des Bundeskanzleramts,¹ 1952 Eintritt in die CDU, 1953–1956 Bundesvorsitzender des Rings Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), 1956–1958 Vorsitzender der Gesellschaft für christlich-demokratische Bildungsarbeit, 1953–1958 stellvertretender Bundesgeschäftsführer der CDU, 1958–1970 Bundesgeschäftsführer der CDU, 1962 Gründungsmitglied des ZDF-Fernsehrats, 1992–2002 dessen Vorsitzender, 1965–1980 Mitglied des Deutschen Bundestages, 1971–1973 CDU-Generalsekretär.

Das Interview fand am 11. Februar 2011 in Freiburg/Breisgau statt und wurde geführt von Marcus Gonschor und Hinnerk Meyer.

Sehr geehrter Herr Dr. Kraske, Sie sind ehemaliger Geschäftsführer sowie Generalsekretär der CDU und wurden 1926 in Berlin geboren. Können Sie uns etwas zu Ihrer Herkunft, Ihrem Elternhaus und Ihrer Schulzeit sagen?

Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit und ein harmonisches Elternhaus in Berlin. Meine Schulzeit war ganz normal, obwohl sie natürlich vom Krieg überschattet war. Als dieser begann, war ich 13 Jahre alt. Meine

1 | *Dienststelle Blank, 1950–1955 Vorgängerinstitution des Bundesverteidigungsministeriums, benannt nach Theodor Blank (1905–1972), deutscher Politiker der CDU, 1955/56 erster Verteidigungsminister und 1956–1965 Arbeitsminister seines Landes.*

entscheidenden Jahre fielen also schon in den Krieg, was aber nichts daran änderte, dass ich gerne an meine Kindheit und Jugend zurück denke. Ich habe auch viele wichtige Impulse durch mein Elternhaus gewonnen. Meine Mutter war – was damals noch ein erlaubter Beruf war – Hausfrau und Mutter. Mein Vater war Kaufmann. Er stammte aus Freiburg, wo er auch zur Schule ging. Sein Vater, mein Großvater, war in Freiburg 35 Jahre lang Ordinarius für Chirurgie. Nach dem Abitur siedelte mein Vater dann für seine kaufmännische Ausbildung nach Berlin über. Unser Zweig der Familie Kraske wurde also in Berlin ansässig, während der weitaus größere Teil in Freiburg lebte. Nachdem ich dann keine Residenzpflicht mehr in Bonn hatte, bin ich auch gerne zunächst in den Schwarzwald und dann vor etwa zehn Jahren nach Freiburg zurückgekehrt.

Sind Sie in Berlin zur Schule gegangen?

Ja, das bin ich. Nur mein ursprüngliches Abitur habe ich nicht an meinem Berliner Gymnasium abgelegt, sondern im Frühjahr 1944 in einer Flakstellung am Rande Berlins als Luftwaffenhelfer. Dieses wurde verständlicherweise 1946, als ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, nicht anerkannt. Alle diejenigen, die nach 1943 Abitur gemacht hatten, mussten für eine Zulassung zur Universität ein Propädeutikum ablegen, was ein bis zwei Semester Schulbetrieb und ein neues Abitur bedeutete.

Sie haben die Gefangenschaft und den Krieg erwähnt. Welche Erinnerungen haben Sie konkret daran?

Der Krieg hat mich sozusagen drei Jahre gekostet: ein Jahr als Luftwaffenhelfer, ein Jahr als Soldat und ein Jahr als Kriegsgefangener. Letzteres fand, Gott sei Dank, nicht im Osten, sondern im Westen statt. Meine letzte Station während des Krieges war im April 1945 die Kriegsschule in Dresden, auf der ich einen Fahnenjunkerlehrgang absolvierte. In jenen Tagen haben wir darum gewürfelt, ob wir zu unserem letzten Einsatz in den Westen oder in den Osten kämen. Beide Fronten waren etwa 50 km von Dresden entfernt. Wir hofften natürlich inständig, dass wir nach dem Westen kämen, was dann schließlich auch der Fall war. Das Schicksal hing damals nicht selten von Glück und Gnade ab. Wir hatten einen Kompaniechef als Vorgesetzten, der im richtigen Augenblick den Befehl gab, ein weißes Taschentuch an unsere Gewehrläufe zu binden und dieses zu schwenken, um sich bei den Amerikanern zu ergeben.

Wäre unser Chef ein richtiger Nazi gewesen, hätte der uns im Zweifelsfalle alle bis zur letzten Patrone in den Tod geschickt. Von solchen Konstellationen hing damals das Leben ab.

Haben sich diese Kriegserlebnisse auf Ihr politisches Denken und Wirken ausgewirkt?

Natürlich war und ist mir im Hinblick auf die eigenen Erfahrungen daran gelegen, alles zu tun, damit sich so etwas niemals wiederholt. So etwas werden aber auch Sie und Ihre Generation, die diesen Krieg nicht miterlebt haben, genauso sehen. Was mich aber viel stärker beeinflusst und geprägt hat, sind die Erinnerungen an die politischen Umstände dieser Zeit und schließlich die Konsequenzen, die ich nach dem Krieg gezogen habe. Ich bin aus einem Elternhaus, aber auch einer schulischen Umgebung gekommen, die in gar keiner Weise nationalsozialistisch vergiftet war. Vielmehr stammte ich aus einem evangelisch-kirchlich geprägten Umfeld, das der Bekennenden Kirche nahestand und kritisch gegenüber dem Nationalsozialismus eingestellt war. Andererseits gab es aber deutliche Vorbehalte gegenüber der Weimarer Republik. Als Kind und Schüler spürte ich in „unseren Kreisen“ deutlich, dass man mit Weimar nicht viel anfangen konnte und wollte. Man war deutschnational und patriotisch eingestellt. Und das galt sicher auch für mich. Während meines Studiums wuchs die Überzeugung, dass Nationalsozialismus und Krieg nie wieder geschehen dürften und dass deshalb die neue Demokratie mit Leben erfüllt werden musste. Diese Erkenntnis machte mir dann auch den Entschluss leicht, nach dem Studium nach Bonn zu gehen und nach einem Jahr im Bundesdienst bei der Dienststelle Blank hauptamtlich zur CDU zu wechseln. Viele Leute wunderten sich seinerzeit über diesen Schritt. Sie meinten, dass es merkwürdig sei, dass ich aus einer sicheren Stelle in der Regierung mit der Option Beamter werden zu können zur CDU wechselte und Parteifunktionär wurde. Daran wird deutlich, wie viel Gepäck man noch aus der Weimarer Zeit mitzunehmen hatte, vor allem die Generation meiner Eltern. Gott Lob, mir scheint, wir haben nach 1949 doch im Vergleich zu Weimar einiges besser gemacht.

Nach Krieg und Gefangenschaft nahmen Sie ein Studium der Geschichte und Philosophie in Göttingen und in Freiburg/Breisgau auf, das Sie mit der Promotion zum Dr. phil. beendeten. Wer waren für Sie prägende Lehrer und Vorbilder?

Es gab gleich mehrere. Zunächst ist mein Doktorvater, der Freiburger Sozialhistoriker Clemens Bauer² zu nennen. Meine Doktorarbeit schrieb ich über Martin Luther. Jeder der hört, dass ich in Freiburg über Luther promoviert habe, meinte zunächst, dass Gerhard Ritter³ mein Lehrer gewesen sein müsse, denn er war ein ausgewiesener Luther-Historiker. Natürlich habe ich seine Vorlesungen und Seminare besucht, aber meine Dissertation verfasste ich nicht beim evangelischen Ritter, sondern beim katholischen Clemens Bauer. Er hatte damals einen Konkordatslehrstuhl und ich war sehr von ihm beeindruckt. Weitere prägende Persönlichkeiten waren Walter Eucken⁴ und Constantin von Dietze,⁵ die wie Gerhard Ritter auch zum Widerstandskreis gegen Hitler gehörten. Mir ist ein sozialetisches Seminar in Erinnerung, das Clemens Bauer gemeinsam mit Constantin von Dietze durchführte. Damals haben wir natürlich auch über die Grenzen unserer jeweiligen Fakultäten geschaut. Max Müller,⁶ ein Philosoph und einer meiner Prüfer im Rigorosum sowie Erik Wolf,⁷ Theologe und Jurist, gehörten zu einem eindrucksvollen Kreis von Universitätslehrern.

Meine Generation hatte insgesamt einen ungeheuren Nachholbedarf und ich fürchte, dass keine Generation nach uns, ein so begeistertes und erfülltes Studium hatte wie wir es haben konnten. Dieser Nachholbedarf betraf aber nicht nur das, was wir an der Universität lernten, sondern auch das, was wir lasen. Die von den Nazis verfilmte, die ganze moderne, französische und amerikanische Literatur war ja vollkommen an uns vorbeigegangen. Ich erinnere mich an eine ganz typische Begebenheit: In einem meiner letzten Heimaturlaube als Soldat hatte ich begonnen, die „Buddenbrooks“ zu lesen. Davon war ich sehr beeindruckt und meine Mutter sah, wie ich am Ende dieses Urlaubs das Buch

- 2 | *Clemens Bauer (1899–1984), deutscher Geschichtswissenschaftler, 1937–1967 Professor an der Universität Freiburg.*
- 3 | *Gerhard Ritter (1888–1967), deutscher Geschichtswissenschaftler, 1925–1956 Professor an der Universität Freiburg.*
- 4 | *Walter Eucken (1891–1950), deutscher Wirtschaftswissenschaftler, Vordenker der sozialen Marktwirtschaft und Begründer des Ordoliberalismus, 1927–1950 Professor an der Universität Freiburg.*
- 5 | *Constantin von Dietze (1891–1973), deutscher Agrar-, Rechts- und Volkswirtschaftswissenschaftler, während der NS-Zeit Mitglied der oppositionellen Bekennenden Kirche, Professor an den Universitäten Jena und Freiburg, 1950–1955 Präses der Synode der EKD*
- 6 | *Max Müller (1906–1994), deutscher Philosoph, 1946–1960 Professor an der Universität Freiburg, 1960–1972 an der Universität München.*
- 7 | *Erik Wolf (1902–1977), deutscher Rechtsphilosoph, 1930–1967 Professor an der Universität Freiburg.*

in meine Tasche packte. Sie sagte: Das Buch lässt du besser bis zu deinem nächsten Urlaub hier. Es ist vielleicht nicht so, dass alle Leute dieses Buch schätzen. So bin ich dann im Zweifelsfalle erst nach dem Krieg dazu gekommen, dieses Buch fertig zu lesen. Diese Geschichte ist nur ein Beispiel dafür, was unserer Generation gefehlt hat und was für Sie in Ihrer Schulzeit schon selbstverständlich war. Nach dem Krieg genossen wir dann natürlich die Freiheit und trotzdem haben wir uns nicht verzettelt. Von meinem nachträglich anerkannten Abitur bis zu meiner Promotion habe ich immerhin kaum mehr als vier Jahre benötigt. Das ist eine Kurzstrecke, von der man heute nur träumen kann. Wenn ich später an mein Studium zurückdachte, habe ich mich manchmal gefragt, ob ich nicht vielleicht doch besser Jura hätte studieren sollen, denn in meiner beruflichen und politischen Tätigkeit habe ich gelegentlich die Juristen, die manches viel besser wussten, beneidet. Trotzdem bereue ich es nicht, mich für das historische Studium entschieden zu haben.

Hatten Sie während Ihres Studiums schon politische Vorbilder?

Es gab historische Vorbilder, vor allem aus der Widerstandsbewegung. Ich hatte meinen Militärdienst in einem Regiment in Potsdam verbracht, das den höchsten Anteil an hingerichteten Widerstandskämpfern im Offizierskorps hatte. Natürlich war das nicht ohne Wirkung geblieben. Unter den politischen Vorbildern haben Konrad Adenauer und Ludwig Erhard ganz sicher wesentlich dazu beigetragen, dass für mich während und nach dem Studium mein Engagement für die CDU nie in Frage stand. Ich muss aber sagen, dass ich mich während meines Studiums weniger politisch betätigt habe, als ich mir das heute von Studenten wünschte. Immerhin fiel ja in mein fünftes Semester im Jahr 1949 die erste Bundestagswahl. Ich muss aber gestehen, dass ich überhaupt keine Erinnerung mehr an diesen ersten Wahlkampf habe. In dieser Zeit habe ich mich eher auf mein Studium und Martin Luther als auf Konrad Adenauer konzentriert. Erst nach meinem Studium und meiner Zeit in Bonn war ich auf meinen weiteren politischen Weg fixiert.

Sie haben von Erhard und Adenauer als Ihren politischen Vorbildern gesprochen. Waren das für Sie ausschlaggebende Motive, der CDU beizutreten? Wann sind Sie eigentlich formal der CDU beigetreten?

Formal bin ich der CDU am 1. Januar 1953 beigetreten. Meine berufliche Entscheidung und meine eigene Überzeugung waren gleichermaßen

ausschlaggebend. Seit dieser Zeit bin ich bis heute stark mit der CDU verbunden geblieben.

Wann haben Sie eigentlich zum ersten Mal „Europa“ bzw. den europäischen Integrationsgedanken wahrgenommen und wie war Ihr Bild von Europa und dem, was es einmal werden sollte, zu dieser Zeit?

Es ist schwierig, eine datenmäßige Fixierung vorzunehmen. Meinen ersten Eindruck von Europa sammelte ich im Elsass als Kriegsgefangener, wo ich unterschiedliche Eindrücke von den Elsässern erhielt. Später war das Elsass ja eine Brücke zu Europa. In den mittleren 1940er Jahren wurden in dieser Gegend, dem deutsch-französischen Grenzgebiet, die Schlagbäume von Studenten niedergerissen. Ich kann mich aber dessen nicht rühmen, denn daran war ich nicht beteiligt, obwohl ich es mit großer Sympathie verfolgte. 1950 war ich dann als Student zum ersten Mal in Frankreich, genauer gesagt in Paris. Seit diesem Zeitpunkt war meine Begeisterung und Überzeugung für Europa ungebrochen. Diese Europaeuphorie ist bestimmt auch eine Folge unserer kriegerischen Jugend und der politischen Irrwege, der wir uns, je erwachsener wir wurden, immer stärker bewusst wurden.

Was waren Ihre Erfahrungen als deutscher Student nur fünf Jahre nach dem Krieg in Paris? Wie wurden Sie begrüßt oder wurden Sie gar angefeindet?

Nein, wir wurden nicht angefeindet. Der Besuch ging auf eine Brieffreundschaft von Bekannten und Kollegen von mir aus Freiburg mit jungen Franzosen zurück. Meine Freunde wurden von den Franzosen eingeladen und organisierten dann zu siebt in einem Volkswagen Käfer eine Fahrt nach Paris. Die Atmosphäre in Frankreich war wunderbar und von Feindseligkeit war überhaupt keine Spur. Das war ein erstes Stück Europa, das wir damals erlebten.

Von 1953 bis 1958 waren Sie stellvertretender Bundesgeschäftsführer der CDU. Zu dieser Zeit fanden auch schon im Rahmen der 1947 begründeten NEI Treffen zwischen christdemokratischen und konservativen Politikern auf europäischer Ebene statt. Haben Sie im Rahmen dieser Position Kontakt mit den NEI gehabt bzw. wie gestaltete sich dieser aus?

Ich muss zunächst auf Ihre Frage, wie ich in die CDU gekommen bin, zurückkommen. Einen nicht ganz unerheblichen Anteil daran hatte der Vater einer guten Bekannten aus Freiburger Studentenzeiten, der nach 1949 der erste Abgeordnete des Nachbarwahlkreises war. Ich kannte ihn, weil ich in seinem Haus verkehrte. Er erzählte, dass in der neu aufgebauten Bundesgeschäftsstelle der CDU ein kulturpolitischer Referent gesucht wurde, und er fragte mich, ob ich nicht dort arbeiten wollte. Daraus ergab sich aber zunächst nichts. Ich kam dann auf einem anderen Weg in die Dienststelle Blank.⁸

Während dieser Zeit habe ich Hermann Ehlers,⁹ den Präsidenten des Bundestages von 1950 bis 1954 und Robert Tillmanns,¹⁰ einen wichtigen Mann der Berliner CDU, in Bonn kennen gelernt. Sie gehörten zum wichtigen evangelischen Flügel der CDU in den Gründungsjahren. Als

8 | *Die Umstände, wie Konrad Kraske in die Dienststelle Blank kam, schildert er in dem Aufsatz: Konrad Kraske: Anfänge der Öffentlichkeitsarbeit in der Dienststelle Blank, in: Bruno Thoß (Hg.): Vom Kalten Krieg zur deutschen Einheit. Analysen und Zeitzeugenberichte zur deutschen Militärgeschichte 1945 bis 1995. München 1995, S. 63–71, hier S. 63: „Daß mir dort [in der Dienststelle Blank] wenige Monate nach meiner Promotion das Amt des stellvertretenden Pressesprechers angeboten worden war, verdanke ich ausschließlich meiner Bekanntschaft mit Frhr. Axel v. dem Bussche-Streithorst aus gemeinsamen Göttinger Studententagen in der ersten Nachkriegszeit. Bussche – als Frontoffizier ebenso bewährt wie als aktives Mitglied der Widerstandsbewegung – war bereits Mitarbeiter des Generals a.D. Gerhard Graf v. Schwerin gewesen, des ersten Sicherheitsberaters von Bundeskanzler Konrad Adenauer, der nach kaum mehr als vier Monaten wieder entlassen worden war. Bussche war auch dort bereits für die Pressearbeit verantwortlich gewesen und gehörte neben Johann Adolf Graf v. Kielmansegg und Achim Oster zu den ganz wenigen, die nach der Berufung des Bundestagsabgeordneten Blank in dessen neu entstehende Dienststelle übernommen worden waren. Daß er mich als seinen Stellvertreter vorschlug, sobald die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit nicht mehr von ihm allein zu bewältigen war und eine zweite Planstelle zur Verfügung stand, war ein großer Vertrauensbeweis und wohl nur in den damaligen Aufbaujahren möglich.“*

9 | *Hermann Ehlers (1904–1954), deutscher Politiker der CDU, 1950–1954 Präsident des Deutschen Bundestages.*

10 | *Robert Tillmanns (1896–1955), deutscher Politiker und 1945 Mitbegründer der CDU in der Sowjetischen Besatzungszone, 1953–1955 Minister für besondere Aufgaben seines Landes.*

ich dann wegen Differenzen aus der Dienststelle Blank ausschied,¹¹ haben Ehlers und Tillmanns mich gefragt, ob ich nicht als hauptamtlicher Mitarbeiter zur CDU kommen wollte. Zunächst wurde ich dort als Referent für Außenpolitik angestellt, habe aber bereits seit 1953 als Stellvertreter von Bruno Heck,¹² der seinerseits seit Mai 1952 Bundesgeschäftsführer war, fungiert. Wie es üblich war, wollte natürlich auch der Parteivorsitzende Konrad Adenauer einen Eindruck von dem neu einzustellenden stellvertretenden Bundesgeschäftsführer bekommen, so dass ich dann einen Besuch beim Kanzler zu machen hatte. Natürlich war ich sehr aufgeregt, dachte mir aber unmittelbar nachdem ich aus der Dienststelle Blank ausgeschieden war, dass dies die historische Chance meines Lebens wäre, meine Sorgen über die Entwicklung beim entscheidenden Mann loszuwerden. Nachdem ich seine Fragen, wo ich herkäme und was ich studiert hätte, beantwortet und vom Amt Blank berichtet hatte, sagte er nur: Also über den Herrn Blank wollen wir heute einmal nicht sprechen. Schluss. Damit waren alle Möglichkeiten meinerseits, bei ihm etwas loszuwerden und ihm nahe zu bringen, erledigt. Immerhin hatte das Gespräch aber die Folge, dass er mit meiner Ein- und Anstellung einverstanden war, so dass ich kurz danach Stellvertreter von Bruno Heck wurde. Als Referent für Außen- und Sicherheitspolitik habe ich mich von Anfang an mit allen NEI-Fragen befasst und bin in diesen Jahren bei den Sitzungen und Tagungen dabei gewesen.

Wie würden Sie Bruno Heck charakterisieren?

Ich habe viele Jahre auf enge und nahezu freundschaftliche Weise mit Bruno Heck zusammen gearbeitet und ihm – seit er mich zu seinem Stellvertreter machte – sehr viel zu verdanken. Dabei hatten wir ganz

11 | Konrad Kraske: *Anfänge der Öffentlichkeitsarbeit in der Dienststelle Blank*, in: Bruno Thoß (Hg.): *Vom Kalten Krieg zur deutschen Einheit. Analysen und Zeitzeugenberichte zur deutschen Militärgeschichte 1945 bis 1995*. München 1995, S. 63–71, hier S. 70: „Als ich nach Bonn zurückkam, hatte sich für Axel Bussche und mich bestätigt, daß in der Dienststelle Blank nicht mehr unumstritten galt, wofür wir uns stets [...] gegenüber persönlich verbürgt hatten: mit der Bestellung des Obersten a.D. Bogislaw v. Bonin zum Leiter der Unterabteilung Planung drohte sich ein neuer Geist der pragmatischen Effizienz durchzusetzen, der weder unseren Vorstellungen von einer modernen Armee in einer parlamentarischen Demokratie noch dem Erbe des 20. Juli entsprach.“

12 | Bruno Heck (1917–1989), deutscher Politiker der CDU, 1952–1958 Bundesgeschäftsführer, 1967–1971 Generalsekretär seiner Partei, 1968–1989 Vorsitzender der KAS.

unterschiedliche Prägungen – er als Katholik, ich als Protestant; er als Süddeutscher, ich als Berliner; er aus eher einfachen Verhältnissen, ich aus einer Akademiker-Familie kommend. Vielleicht hat aber gerade das unser Arbeitsverhältnis erleichtert und bereichert. Wenn man so will, waren wir in unserer Unterschiedlichkeit ja geradezu ein Spiegelbild der CDU. Sollte ich diesen hochbegabten und menschlich überzeugenden Mann mit einem Satz charakterisieren, würde ich sagen: Er war grundsolide und alles andere als ein Blender!

Haben Sie mit Victor Koutzine¹³ und Johann Jakob Kindt-Kiefer¹⁴ Kontakt gehabt und wenn ja, können Sie diese Verbindungsleute zwischen MRP und CDU etwas näher charakterisieren und schildern?

Nein, soweit ich mich erinnere, bin ich niemals in Genf bei den Vorläufertreffen der NEI gewesen. Kenntnis dieser Verbindungen zwischen europäischen Christdemokraten in der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte ich freilich schon. Sie spielten aber in den offiziellen Kontakten zu den NEI keine Rolle. Zu den NEI-Beziehungen muss ich zweierlei sagen. Sie fragten nach dem Zusammenschluss der christdemokratischen und konservativen Parteien. Das ist eine ganz wichtige Unterscheidung. Wir als CDU und besonders der evangelische Flügel der CDU – die konfessionelle Bindung spielte ja in der Gründungszeit der CDU eine ganz wichtige Rolle, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann – waren immer stark daran interessiert, dass die CDU eine Partnerschaft nicht nur zu den kerneuropäischen und damals eben überwiegend christlich-sozial-katholischen Parteien, sondern auch zu den konservativen Parteien, vor allem in Großbritannien, aber auch in Skandinavien, entwickelt. Den Kontakt zu den konservativen Parteien mussten wir aber gegenüber unseren NEI-Freunden nahezu geheim halten, denn für die Italiener in der DC waren die Konservativen etwas viel Schlimmeres und Gefährlicheres als etwa die Sozialisten. Unsere Ideen und Überlegungen zur Entwicklung der transnationalen Parteienkooperation der Christdemokraten auf europäischer Ebene waren von der bisherigen Zusammenarbeit der SI beeinflusst, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts gegründet worden war. Was diese Internationale

13| Victor Koutzine (1910–1991), französischer Politiker des MRP, 1947–1955 Sekretär des Genfer Kreises, Vertrauensmann von Georges Bidault.

14| Johann Jakob Kindt-Kiefer (1905–1978), deutscher Politiker der CDU, 1947–1952 Leiter des Genfer Kreises, Bekannter von Georges Bidault und Kontaktmann von Konrad Adenauer.

schon an Einigkeit zustande gebracht hatte, war bemerkenswert. Wir wollten daher etwas Ähnliches auf christdemokratisch-konservativer Seite entwickeln, was aber eigentlich erst ab 1965 in der EUCD bzw. ab 1976 in der EVP möglich wurde. Zu meiner Zeit waren die NEI für uns ein Feld, auf dem sich die CDU als Partei zu bewegen hatte. Für einen Teil unserer europäischen Partner galt das aber gar nicht. Da ging es eher um unabhängige Gruppen. Volle Übereinstimmung haben wir nach meiner Erinnerung vom ersten Tage an mit den Österreichern und den Schweizern erzielt. In der Schweiz war es vor allem Martin Rosenberg¹⁵, der Generalsekretär der Schweizer Konservativ-Christlichsozialen Partei. In Österreich war, als ich anfang, zunächst Alfred Maleta¹⁶ Generalsekretär der ÖVP. Auch er war uns gegenüber sehr aufgeschlossen, aber nicht besonders engagiert. Sein Nachfolger, Hermann Withalm¹⁷, zeigte sich viel aktiver. Withalm fand wie Rosenberg und wir, dass man sich gegenüber der SI nur behaupten könnte, wenn man die christlich-demokratischen und die konservativen Parteien zusammenfasste. So gab es in den NEI während der 1950er Jahre eine ganze Reihe ungeklärter Fragen. Die in Paris durchgeführten Tagungen wurden unter Einladung und Sitzungsleitung von Robert Bichet bzw. später Alfred Coste-Floret organisiert. Die für uns selbstverständliche Identität zwischen Gruppenmitgliedschaft in den NEI und gleichzeitigem Parteiengagement für die CDU lässt sich nicht ohne weiteres auf die Belgier, Holländer, Franzosen und die Italiener übertragen. Für das französische MRP z. B. waren die NEI eher ein Nebenfeld.

Ist das eine Erklärung dafür, dass es einen historischen Nachholprozess bei der Gründung von transnationalen Parteienkooperationen der Christdemokraten auf europäischer Ebene im Vergleich zur SI bzw. Kommunistischen Internationale (KI)¹⁸ gibt? Historisch bzw. faktisch lässt sich ja feststellen, dass es die SI bzw. KI zeitlich vor den christdemokratischen Parteienzusammenschlüssen gab.

15 | Martin Rosenberg (1908–1976), schweizerischer Politiker der CVP, 1941–1968 Generalsekretär seiner Partei.

16 | Alfred Maleta (1906–1990), österreichischer Politiker der ÖVP, 1952–1960 Generalsekretär, 1953–1962 Klubobmann seiner Partei, 1955–1960 Vizepräsident der NEI, 1961–1970 Präsident des Nationalrats.

17 | Hermann Withalm (1912–2003), österreichischer Politiker der ÖVP, 1960–1970 Generalsekretär, 1970/71 Obmann seiner Partei.

18 | Die Kommunistische Internationale, gegründet 1919, existierte seit 1947 nicht mehr. Aus ihr entstand das Kommunistische Informationsbüro, ein transnationales Bündnis kommunistischer Parteien, das von der KPdSU unter Stalin dominiert wurde.

Ja, die Sozialisten hatten schon eine Tradition aus der Vorkriegszeit. Die SI war schon 1889 gegründet worden. Der Zusammenschluss der Christdemokraten dauerte viel länger. Ich will Ihnen noch ein anderes Beispiel nennen. Zu unseren Parteitag haben wir zwar nicht die NEI-Gruppen, aber immer die Mitglieder der europäischen Partnerparteien eingeladen. Offiziell bekam dann der Vorsitzende oder der Generalsekretär eine Einladung zum jeweiligen CDU-Parteitag. Dass wir aber gleichzeitig auch konservative Parteien einladen konnten, dauerte noch eine ganze Weile, denn in der Anfangszeit hätte dies unsere kontinental-europäischen Partner brüskiert. Die Tradition hat sich später erst allmählich durchgesetzt. Außer zu den Parteitagen haben wir auch Vertreter der befreundeten Parteien zu unseren Wahlkämpfen eingeladen, weil wir selber sehr gute Erfahrungen mit unseren Besuchen in den Vereinigten Staaten von Amerika zu dortigen Wahlkämpfen gemacht hatten. Ich war auf diese Weise 1956 das erste Mal in den USA, was für mich eine ganz wichtige Erfahrung war. Erst später haben wir sukzessive auch Wahlkampfeinladungen an die Konservativen ausgesprochen. Die Annäherung zwischen Christdemokraten und Konservativen brauchte seine Zeit und war keineswegs von Anfang an selbstverständlich.

Wie gestaltete sich die Hilfe der europäischen Partnerparteien bei CDU-Wahlkämpfen bzw. umgekehrt? Wurde die Unterstützung durch diese Partner im Wahlkampf besonders hervorgehoben?

Wir haben natürlich aus der Unterstützung nie einen Hehl gemacht. Auf den Parteitagen wurden die Partner angemessen begrüßt und es gab jedes Mal ein Essen für die ausländischen Gäste, zu dem Adenauer einlud. Der Kanzler legte sehr großen Wert darauf, diese Kontakte zu pflegen. Ich erinnere mich, dass ich irgendwann einmal eine eher skeptische Bemerkung über den NEI-Betrieb machte, der mir viel zu wenig konkret und viel zu wenig politisch, dafür aber viel zu ideologisch war, woraufhin Adenauer seinen berühmten Zeigefinger erhob und in seinem typischen rheinischen Dialekt sagte: ‚Herr Kraske, verjessen Se nie, wat die Leute für uns jetan ham in den ersten Jahren nach’m Krieg.‘ Er erzählte mir dann von Treffen in Chaudfontaine, einem Ort nahe Lütlich, und 1947 in Luxemburg, auf denen, wie Adenauer sagte, erste Kontakte zwischen Deutschen und Ausländern stattfanden. Nirgendwo seien wir so früh und so freundschaftlich aufgenommen worden wie dort. Das sei sehr wichtig gewesen, weshalb man es nicht vergessen dürfe, auch wenn man sich ärgere. Kurzum, Adenauer gab sich sehr große Mühen, alte Kontakte zu pflegen, und es gab kein Essen, bei dem

er sich nicht vorher die Speisekarte zeigen ließ und sich erkundigte, welche Weine es gebe. Dann hielt er immer eine sehr freundliche und meist auch witzige Rede, was er ja fabelhaft konnte. Für unsere ausländischen Gäste war dieses Essen daher auch immer ein Höhepunkt des Besuchs. Wichtig für die Zusammenarbeit war, dass man die Partner während der Besuche und dem Essen näher kennenlernte und sie auch ganz anders einschätzen konnte, als dies auf anderen Wegen möglich war. Ich erinnere mich, dass die Niederländer etwa 20 Jahre nach uns eine Art CDU-Entwicklung durchmachten. Als ich anfang, gab es drei niederländische Parteien: die Katholische Volkspartei (KVP), die evangelische Christlich-Historische Union (CHU) und die evangelische Antirevolutionäre Partei (ARP). Wir haben natürlich immer betont, wie wichtig und historisch bedeutsam für uns die überkonfessionelle Zusammenarbeit sei. Wie weit das am Ende auch für unsere niederländischen Freunde ein Beispiel war, weiß ich nicht, aber jedenfalls gelang es nach meiner Zeit in den späten 1960er Jahren, den bikonfessionellen Christdemokratischen Appell (CDA) in den Niederlanden zu gründen.¹⁹

Anhand eines Beispiels möchte ich Ihnen einmal die unterschiedlichen Auffassungen und Traditionen unter den europäischen Christdemokraten illustrieren: Ein CDU-Mitarbeiter führte während der Wahlkampfzeit die Mitglieder der niederländischen Christdemokraten zu einer Kundgebung in einer großen Messehalle in Frankfurt mit etwa fünf- bis sechstausend Teilnehmern. Nach Beginn bzw. Schluss der Veranstaltung fragte der Vertreter der CHU dann ganz überrascht und etwas unwillig, ob denn hier zu Beginn einer Kundgebung nicht gebetet würde. Wir kamen uns zwar auch nicht gerade wie Heiden vor. Dass man aber vor einer Kundgebung mit so vielen Leuten ein Gebet sprechen sollte, wäre uns in den ersten Nachkriegsjahren nicht in den Sinn gekommen. Die CHU hingegen war stark pietistisch geprägt und fand, dass ein Gebet notwendig sei.

1965 gingen die NEI in der EUCD auf, weil den NEI lange Zeit der Ruf anlastete, dass sie zu ineffizient arbeiteten. Stimmt das eigentlich? Falls ja: Worin lässt sich diese Ineffizienz der NEI festmachen und worin unterschieden sich eigentlich diese beiden Kooperationsformen?

19 | Der CDA wurde 1980 als Zusammenschluss der protestantisch geprägten ARP und der CHU sowie der KVP gegründet und bildet damit, wie die CDU in Deutschland, eine überkonfessionelle christlich-demokratische Partei in den Niederlanden.

1962 fand ein NEI-Kongress in Wien statt. Ich hatte mich bemüht, dass die CDU prominent auf diesem Kongress vertreten war. Natürlich ging es darum, eine gute Atmosphäre zu schaffen. Als Vertreter der CDU auf diesem Treffen in Wien hatte ich Herrn von Brentano gewonnen, der 1961 mit Adenauer im Krach auseinander gegangen war, auf das Außenamt verzichtet hatte und bis zu seinem Tod im Jahr 1964 Fraktionsvorsitzender war. Nach einer Vormittags-Sitzung mit vielen Reden kam Brentano dann am Ende zu mir und sagte in sehr freundlicher, aber doch deutlich verbitterter Stimmung: Für so etwas nach Wien zu fahren, hat sich wirklich nicht gelohnt. Er fragte mich dann noch, ob es auf diesen Treffen immer so unpolitisch zuginge. Brentano war wirklich konsterniert und hat sich nie wieder bei irgendeiner NEI-Veranstaltung blicken lassen.

Welche Themen wurden im Rahmen der NEI und EUCD diskutiert?

Womit wir uns bei den Sitzungen der NEI in Paris beschäftigt haben, kann ich heute nicht mehr konkret sagen. Vor allem wurden Fragen den europäischen Einigungsprozess betreffend thematisiert: Montanunion, Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG), Europäische Politische Gemeinschaft usw. Wir haben uns dann auch gegenseitig über die jeweilige innenpolitische Situation unterrichtet. Politische Entscheidungen sind aber auf den NEI-Treffen nicht gefallen. Man müsste es schon ein wenig schönen, wenn man sagen wollte, dass die NEI eine wichtige Rolle bei der europäischen Integration gespielt hätten. Es ist ja ein äußeres Zeichen für Gewicht und Wichtigkeit, wenn auf politischen Zusammenkünften abgestimmt wird. Ich kann mich aber nicht an einen einzigen Fall erinnern, wo bei NEI-Treffen über Fragen abgestimmt wurde. Es war zumeist ein freundschaftliches Miteinander. Kontakt war alles. Wirklich politische Entscheidungen fielen an ganz anderer Stelle. Für die Europapolitik blieb ein Mann wie Robert Schuman natürlich ein Leuchtturm, aber Adenauer musste seine Europapolitik auch mit ganz anderen Politikern als denen vom MRP machen, weil das MRP in zunehmendem Maße an Einfluss verlor und zur Splitterpartei, wie man heute sagen würde, degenerierte. Bis 1958 war das unter anderem Antoine Pinay²⁰ und seit Beginn der fünften Republik dann natürlich Charles de Gaulle. Er wusste wahrscheinlich gar nicht, was die NEI waren. Um es kritisch auszudrücken: Die NEI waren gegenüber

20| *Antoine Pinay (1891–1994), französischer gaullistischer Politiker, 1952 Ministerpräsident seines Landes.*

der großen Politik eher ein Laientheater. Trotzdem hatte Adenauer ganz Recht. Für die Entwicklung nach dem Krieg spielten auch Stimmungen eine ganz erhebliche Rolle. Dafür waren die NEI ganz wichtig und zweckmäßig. Als ich in der CDU anfang, war Robert Bichet Generalsekretär der NEI, von dem ich keinerlei prägenden und inspirierenden Eindruck erhalten habe. Der Vorsitzende dagegen, August de Schryver, ein Flame, war ein hoch achtbarer Mann und eine große moralische Autorität. Der Nachfolger Bichets wurde Alfred Coste-Floret. Beide waren Prototypen von Politikern der Vierten französischen Republik. Sie waren in der hintersten Provinz Bürgermeister von einem mittleren Städtchen. Das Amt als Bürgermeister spielte die entscheidende Rolle in ihrem politischen Wirken, weil sie diesem ihren Sitz in der Assemblée Nationale bzw. im Senat verdankten und wohl auch finanzielle Vorteile daraus erwuchsen. Mit der NEI-Generalsekretärsschaft schmückten sie sich dann zusätzlich, blieben aber beide sehr passiv. Sie sprachen weder ein Wort Englisch noch Deutsch, sondern nur Französisch. Der Durchbruch, von uns stark betrieben, aber natürlich nicht nur bei uns entschieden, gelang erst mit Jean Seitlinger als Generalsekretär, einem Lothringer. Er war ein fabelhafter Mann, der wie alle Lothringer fließend Deutsch sprach und in kürzester Zeit mit Rosenberg, Withalm und uns im selben Boot saß, weil er genau wie wir fand, dass die NEI reformiert werden müssten. Es hat dann auch nur kurze Zeit gedauert, bis aus den NEI 1965 die EUCD wurde. Die Arbeit der EUCD habe ich aber nur noch als interessierter Gast verfolgt, weil die Zuständigkeit, um die ich mich nicht drängte, da ich mit vielen anderen Aufgaben beschäftigt war, bei Kai-Uwe von Hassel lag. Mit ihm war ich sehr gut befreundet. Von Hassel wiederum hatte mit Heinrich Böx²¹ einen sehr guten Mitarbeiter. In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre wurde dann die transnationale Parteienkooperation auch sehr viel konkreter, was sich alleine schon an der Zusammenarbeit der Fraktion der Christdemokraten im EP zeigte. Die Zusammenarbeit normalisierte sich zunehmend.

Wurde die europäische Zusammenarbeit der Christdemokraten ab Mitte der 1960er Jahre mit Entstehung der EUCD konkreter?

Ja, ganz eindeutig. Schon deswegen, weil es inzwischen auch allen Beteiligten nicht mehr genügte, nur kooperative, aber passive Treffen

21 | Heinrich Böx (1905–2004), deutscher Diplomat, 1949–1951 Mitarbeiter im BPA, 1951–1970 Mitarbeiter im AA, 1971–1977 Leiter des BAB der CDU.

abzuhalten. Dadurch war der Raum für eine engere Zusammenarbeit geschaffen.

Welche politischen Ziele verfolgte die EUCD?

Die christlich-sozial-konservativen Kräfte sollten gebündelt werden und auf der europäischen Bühne zusammenfassend und geeint zur Geltung gebracht werden. Was die CDU/CSU auf nationalem Feld erreicht hatte, sollte nun auf europäischem Feld mit entsprechenden Gemeinsamkeiten durch die EUCD entwickelt und durchgesetzt werden. Die Zusammenfassung der bestehenden Parteien war kein Nebenprogramm. Es gab aber auch Wackelkandidaten, etwa die britischen Konservativen. Ich kann es heute aber nicht mehr beurteilen, ob sich die jeweiligen Partnerparteien genauso aktiv an der EUCD beteiligt haben wie die deutschen. Im Unterschied zu den 1950er Jahren war die EUCD nun wirklich ein politisches Bündnis politischer Parteien mit einer keineswegs deckungsgleichen, aber doch sehr verwandten Programmatik.

Welche Rolle spielte die CDU innerhalb der EUCD? Hatte sie eine Führungsrolle oder waren es gleichberechtigte Partner?

Es waren gleichberechtigte Partner. Es war aber wohl immer schon so, wie es etwa heute in Europa ist. Auch wenn es gleichberechtigte Partner gibt, so gilt doch: Was Frau Merkel oder Herr Sarkozy sagen, hat mehr Gewicht als das, was Jean-Claude Juncker, so sehr wir ihn alle schätzen, sagt. Solange ich Einfluss oder wenigstens Einblick hatte, erfreute es mich immer, dass es ohne große Abstimmung klar war, dass wir Deutschen keinen Grund hatten, uns vorzudrängeln. Wir haben unsere Rolle mit Überzeugungskraft bei gleichzeitiger Zurückhaltung ausgespielt, was nach wie vor ein bleibendes Gebot in der Politik ist.

Waren die NEI bzw. war die EUCD aus Ihrer bzw. der Sicht der Bundeskanzler und der Parteiführung ein geeigneter Rahmen für den Austausch über oder die Akkordierung von Europapolitik?

Ich bin sicher. Dennoch wird der operative Teil von Politik nicht bzw. nicht nur und auch nicht in erster Linie in Parteigremien gemacht. Auch hier gibt es Parallelen zur nationalen Politik. Wenn es Koalitionsprobleme gibt, dann hat es wenig Sinn, dass Frau Merkel bestimmte Parteigremien einlädt. Die Politiker, die in den Fraktionen eine entscheidende Rolle spielen, müssen zusammengebracht werden. Auch in der trans-

nationalen Parteienkooperation ist das ähnlich. Frau Merkel verhandelt eher mit Herrn Sarkozy, Herrn Zapatero²² oder anderen Regierungschefs. Diese Parteiführer haben zwar ihre Parteien hinter sich, die Partei als solche spielt aber keine entscheidende Rolle.

Hatte Konrad Adenauer seine Partei in Bezug auf seine Europapolitik immer hinter sich?

Ja, das denke ich. Der berühmte Konflikt zwischen Atlantikern und Gaullisten beweist aber, dass es natürlich auch unterschiedliche Meinungen innerhalb der CDU gab. Ludwig Erhard hatte ja einen breiten Anhängerkreis, wobei auch die anfänglichen konfessionellen Probleme angeführt werden könnten. Erhard hatte sicher im evangelischen Teil der CDU eine stärkere Anhängerschaft als im katholischen. Die Frage zwischen Atlantikern und Gaullisten war sicher auch ein wenig konfessionell unterfüttert. Dennoch spielte dieser Konflikt nie eine größere Rolle als Alltagsprobleme und Aufgeregtheiten. Auf die Dauer nahm die CDU davon keinen Schaden.

Was war die wirkliche Substanz dieses Streits? Worum ging es?

Der Ausgangspunkt für den Streit zwischen Atlantikern und Gaullisten lag im unterschiedlichen Verhältnis zu den angelsächsischen Mächten: die Bundesrepublik unterstützte den Beitritt Großbritanniens zur EWG, de Gaulle wollte ihn nach Kräften verhindern. Für uns war die NATO mit einem starken amerikanischen Partner Voraussetzung unserer Sicherheit; Frankreich als Atommacht strebte eine Bipolarität der Mächte diesseits und jenseits des Atlantiks an. Dieser Konflikt hatte Rückwirkungen auf das deutsche Verhältnis zu Frankreich und zu den Vereinigten Staaten.

Waren Sie Gaullist oder Atlantiker?

Wenn Sie so wollen, war ich eher Gaullist, aber mit Offenheit und Verständnis gegenüber denjenigen, die stärker auf Amerika setzten, weil sie in der de Gaulleschen Zeit sehr enttäuscht waren von den Schwierigkeiten, die die Franzosen beim Beitritt Großbritanniens zur EWG und der Weiterentwicklung der NATO machten. Man konnte manchmal schon

22 | José Luis Rodríguez Zapatero (geb. 1960), spanischer Politiker der sozialistischen Partei, 2004–2011 Ministerpräsident seines Landes.

die Geduld verlieren, wobei es dennoch wichtige Gründe gab, zu sagen, dass Europa auf der Tagesordnung bleiben sollte.

Schlagen wir die Brücke einmal zurück nach Bonn. Bis 1970 arbeiteten Sie in der Bundesgeschäftsstelle der CDU, zwischen 1958 und 1970 fungierten Sie als Bundesgeschäftsführer. In dieser Rolle erlebten Sie drei CDU-Bundeskanzler. Wie haben Sie die Europapolitik Adenauers, Erhards und Kiesingers erlebt? Gab es aus Ihrer Sicht und Kenntnis von Interna signifikante Unterschiede?

Kiesinger ist nach seiner praktischen Entwicklung im Europarat ein so überzeugter Europäer geworden, dass es zu Adenauer keine Unterschiede gab. Wollte man einen Unterschied konstruieren, so lag dieser darin, dass Kiesinger 15 Jahre nach Adenauer als Kanzler Politik zu machen hatte. Schon deshalb war er mit anderen Fragen konfrontiert als sie auf Konrad Adenauers Tagesordnung standen. Mir ist eingefallen, dass Kiesinger in einer der letzten Reden, die er als Bundeskanzler hielt, in der ihm eigenen schauspielerischen Geste die Gefahren der Zukunft beschwor und die Rede mit dem Aufruf: „Ich sage nur: China, China, China“, schloss. Wie aktuell dieses Thema doch heute ist! Erhard war so kurze Zeit Kanzler, dass er eigentlich kein außenpolitisches Profil gewonnen hat. Der unglückselige Krach mit Lyndon B. Johnson über Finanzierungsbeiträge der Deutschen führte ja mit zu seinem Sturz. Dass Erhard ein überzeugter Atlantiker war, ist gar keine Frage. Gerade in dieser Hinsicht war er nicht besonders mit Glück beschieden und erfolgreich. Wenn Sie die letzten 50 bis 60 Jahre überblicken, werden Sie feststellen, dass das Bekenntnis zu Europa und die Bereitschaft, jeden Schritt, der zu einer engeren Verbindung führt, mitzugehen und notfalls auch voran zu gehen, Kernprogramm der CDU/CSU war und dies auch bleiben wird.

1969 musste die CDU/CSU auf die Oppositionsbank wechseln.

Ja, das ist so, leider. Aber nach 20 Jahren war es auch an der Zeit, dass die Regierung einmal wechselt.

Welchen Stellenwert nahm die Parteienkooperation im Rahmen der Arbeit der Gesamtpartei eigentlich ein? Trifft es zu, dass eine Partei in Opposition ein größeres Interesse an einer „Parteiaußenpolitik“ hat, als eine Partei, die Regierungsverantwortung trägt?

Ich kann das nicht konkret belegen, würde aber denken, dass man als Opposition schlichtweg mehr Zeit als in der Regierung hat. Es ist so banal, wie es sich anhört, spielt aber eine ganz große Rolle. Mitglieder einer Regierung(spartei) haben immerzu wichtige Regierungspflichten zu erfüllen, während Oppositionspolitiker erstens mehr Zeit haben und zweitens auch das Bedürfnis haben, sich zu profilieren und im aktuellen Geschehen aktiv zu sein. Helmut Kohl z. B. hat auch in den Jahren seiner Kanzlerschaft auch großen Wert auf die Zusammenarbeit mit den anderen Parteien gelegt hat. Meine aktive Tätigkeit beschränkte sich in den Jahren nach 1980 auf die Arbeit in der KAS, zu deren Vorstand ich bis 2004 gehörte. In diesen Jahren bestand für mich die Gelegenheit, immer wieder mit Helmut Kohl zusammenzutreffen. Bei diesen Zusammenkünften merkte ich, dass er neben der internationalen Arbeit der KAS auch sehr interessiert an den europäischen Parteikontakten war. Möglicherweise hat er sich sogar mehr darum gekümmert als seine Vorgänger. Aber auch schon in der Zeit bevor er Kanzler wurde, legte er auf die transnationale Parteienkooperation großen Wert.

Wer waren aus Ihrer Sicht neben Helmut Kohl auf nationaler wie auch auf europäischer Ebene die aktivsten Protagonisten bzw. Persönlichkeiten, die den Aufbau der transnationalen Parteienkooperation initiierten und vorantrieben?

Mir fallen zunächst natürlich – sie sind gar nicht weg zu denken – die berühmten großen Drei, Robert Schuman, Konrad Adenauer und Alcide De Gasperi ein, zu denen sich auch Jean Monnet gesellte. Danach gab es eine starke Fluktuation in den europäischen Gremien und auf den Führungsposten. In der Bundesrepublik und in der CDU gehört sicher Kai-Uwe von Hassel nach seiner aktiven Bundesministerzeit ein großer Verdienst. Aber man muss auch jemanden wie Egon Klepsch oder aktuell Hans-Gert Pöttering nennen, die beide jahrelang Vorsitzende des EP waren.

Haben Sie – neben Adenauer – eigentlich jemals einen der anderen drei Männer persönlich getroffen? Wenn ja: Was sind Ihre Erinnerungen an diese Persönlichkeiten? Wie würden Sie diese und Adenauer charakterisieren?

Leider hatte ich nie die Gelegenheit, De Gasperi oder Monnet zu treffen. Dafür hatte ich aber während eines CDU-Parteitages 1953 in Hamburg die Ehre, Robert Schuman am Bahnhof empfangen und zu unse-

rem Parteitag begleiten zu dürfen. Was mir da immer im Gedächtnis bleiben wird, ist die liebenswürdige Bescheidenheit, mit der dieser große Mann unser Gespräch auf der kurzen Taxi-Fahrt führte. Daraus eine Charakteristik ableiten zu wollen, wäre vermessen. Was Adenauer mit den von Ihnen genannten Europa-Protagonisten aber sicher unübersehbar verband, war die Tatsache, dass sie alle einer Generation angehörten, die ihre politische Prägung noch vor dem Ersten Weltkrieg bekommen hatten.

Welche Störfaktoren gab es im Hinblick auf den Aufbau und die Organisationsarbeit in der transnationalen Parteienkooperation? Wer waren die schwierigsten Persönlichkeiten auf nationaler wie auch auf europäischer Ebene?

Wenn wir ein anderes Thema hätten, könnte ich Ihnen über manche Krähe in der CDU bzw. der CDU/CSU-Fraktion berichten. Die internationale Zusammenarbeit war in meiner Erinnerung durch eine große Harmonie ausgezeichnet und bestimmt. Das liegt aber natürlich daran, dass man manche strittigen Fragen ausblendete, weil man dafür keine Zuständigkeit hatte. Ich weiß nicht, ob der innenpolitisch ganz wichtige Streit zwischen Atlantikern und Gaullisten in den europäischen Parteibeziehungen jemals eine prägende Rolle spielte.

Unterschiedliche Kulturen und Mentalitäten bewirkten immer wieder Krisen innerhalb der EUCD, später auch der EVP und der EDU. Wie konnte ein CDU-Generalsekretär, ein mit den Dingen vertrauter Beobachter und ein an der Nahtstelle zwischen Partei und internationaler Struktur stehender Mann, hier vermitteln? War das überhaupt Ihr Anliegen oder musste es ein Anliegen sein?

In meiner kurzen Zeit als Generalsekretär habe ich so viel mit dem inneren Bereich der CDU zu tun und Ärger damit gehabt, dass ich mich darauf beschränkte, dafür Sorge zu tragen, dass wir gut und in allen Ehren in NEI bzw. EUCD vertreten waren, was manchmal leichter, manchmal schwieriger war. Unter Herrn von Hassel gestaltete sich diese Arbeit leichter, da er ein ungeheuer verlässlicher und umsichtiger Mann war. In der frühen Zeit der NEI gab es Spannungen im Selbstverständnis zu den konservativen Parteien, wobei die Fragen „Was ist konservativ?“ und „Was ist christlich-sozial?“ von Bedeutung waren. Nach Mitte der 1960er Jahre spielten solche Spannungen sicher keine Rolle mehr. Welche in Europa strittigen Fragen – die es natürlich bis heute

gibt, wenn man an die derzeitigen Auseinandersetzungen um Finanzpolitik denkt – auf Parteiveranstaltungen durchgeschlagen sind, kann ich aus eigener Erfahrung nicht sagen.

Sie gelten als Vertrauter Rainer Barzels, mit dem auch Ihr politischer Werdegang verknüpft war. Stimmt das eigentlich und wie haben Sie ihn kennengelernt?

Die Verbindung ist über unsere gemeinsame jahrelange Arbeit zustande gekommen. Wir haben uns an gleichen Tischen um die CDU und die Politik gekümmert. Als Kurt Georg Kiesinger im Jahre 1971 beabsichtigte, auf dem kommenden Parteitag als Vorsitzender der CDU zurückzutreten, gab es zwei Kandidaten für seine Nachfolge: Helmut Kohl und Rainer Barzel.²³ Ich hatte die besondere Ehre, dass beide mich fragten – natürlich unabhängig voneinander und ohne es voneinander zu wissen –, ob ich nicht Nachfolger von Bruno Heck werden wollte. Als Bundesgeschäftsführer war ich ihm ja schon einmal gefolgt. Helmut Kohl, zu dem ich eigentlich ein persönlich engeres Verhältnis als zu Rainer Barzel hatte, musste ich bedauernd sagen, dass es mir zwar wirklich sehr leid täte, ich aber gerade vor zwei Tagen mit Barzel gesprochen und ihm zugesagt hätte. Mit Rainer Barzel war ich nie im engeren Sinne befreundet. Dennoch hatten wir stets ein gutes, sachliches Verhältnis. Barzel war schwierig. Ich habe mir manchmal mehr wechselseitige Offenheit gewünscht. Eines unserer wichtigen Themen waren die Ostpolitik und die Ostverträge. Obwohl ich sein Generalsekretär war, habe ich bis zum letzten Augenblick nie wirklich gewusst, was er wollte, ob er die Verträge scheitern lassen wollte oder ob er sie, wie wir es nach außen dargestellt haben, verbessern und schließlich retten wollte. Er war ein sehr verschlossener Mensch. Wir waren uns in der Sache zumeist einig, aber eng oder gar intim war das Verhältnis nicht.

Können Sie uns die Hintergründe des Rücktritts Rainer Barzels schildern?

Barzel trat zurück, weil er in einer Abstimmung über den Beitritt der Bundesrepublik zu den Vereinten Nationen unterlag. Aber nach Inkraft-

23 | Rainer Barzel (1924–2006), deutscher Politiker der CDU, 1962/63 Minister für gesamtdeutsche Fragen seines Landes, 1964–1973 Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, 1971–1973 Vorsitzender seiner Partei.

treten der Ostverträge war dieser Streit geradezu hirnrissig. Es wird heute auch niemand mehr behaupten, dass das ein Glanzpunkt der Fraktion war, als sie sich zu dieser Abstimmung hat bringen lassen. Barzel hatte auch nicht nur Freunde und die CDU hatte eine Wahl verloren. Beides ist für einen Politiker und einen Parteiführer ein schlechter Hintergrund. Insofern stand er für viele auf der Abschlusliste. Sein Nachfolger war sicher auch nicht ganz untätig an seinem Sturz, wie das in diesem Geschäft nun mal so ist. Daher musste eines Tages die Bombe platzen. Die Art und Weise, wie sie geplatzt oder wie sie gezündet wurde, finde ich aber bis heute beschämend und verletzend. Das wurde Rainer Barzel in keiner Weise gerecht. Nach seinem Rücktritt haben wir uns kaum noch gesehen. Ich war dann noch sieben Jahre im Bundestag, wobei wir aber während dieser Zeit nicht unmittelbar miteinander zu tun hatten.

1980 reagierten Sie auf die Nominierung von Franz Josef Strauß als Kanzlerkandidat der Union nicht mit öffentlicher Kritik, sondern mit dem Verzicht auf eine erneute Bewerbung um einen Parlamentssitz. Inwiefern ist dieser Schritt zu begründen?

Diese Frage ist einfach zu beantworten. Ich muss allerdings etwas in die Geschichte zurückgehen. Als ich 1965 das erste Mal für den Bundestag kandidierte, hatte ich die große Freude, dass Konrad Adenauer im hohen Alter von 89 – damals war er vier Jahre älter als ich heute – einen ganzen Tag in meinem Wahlkreis war und sieben öffentliche Auftritte hatte – das habe ich bis heute als eine große Auszeichnung empfunden. Der Kanzlerkandidat der CDU, der im Mittelpunkt des Wahlkampfes stand, war Ludwig Erhard. Adenauer hatte mit jedem seiner Auftritte großen Erfolg. Er war damals schon wirklich ein Stück Geschichte, so dass die Leute sich drängelten, um ihn noch einmal zu sehen und zu erleben. So erfolgreich der Wahlkampf und so beeindruckend die Auftritte waren, eines irritierte mich allerdings: In sieben Veranstaltungen während des ganzen Tages fiel der Name Erhard, der unseres Spitzenkandidaten, nicht ein einziges Mal. Ich dachte mir, dass man so eigentlich keinen Wahlkampf führen kann.

1980 gehörte Franz Josef Strauß sicher zu den herausragenden Begabungen im christlich-demokratischen bzw. christlich-sozialen Lager. Dass man mit Strauß als Kandidat einen Erfolg versprechenden Wahlkampf bestreiten könnte, hielt ich aber für unmöglich. Das Ergebnis konnte man voraussagen. Dazu empfand ich Strauß als Bundeskanzler für nicht

berechenbar und nicht unbedingt verlässlich genug. In meinem Wahlkreis und in der dortigen CDU kannte man meine kritische Haltung gegenüber Strauß. Da hätte ich mich verbiegen und den Leuten etwas erzählen müssen, wovon ich selbst nicht überzeugt war. Ich hatte mich jahrelang für Adenauer stark gemacht, dann einen ganzen Wahlkampf für Erhard und schließlich einen für Kiesinger geführt. Ich dachte mir, wenn ich nun einen ebenso entscheidenden Wahlkampf für Strauß machen und den Wählern sagen sollte, dass Strauß die beste Lösung sei, die wir anzubieten hätten, können die Leute mir nicht mehr glauben. Die andere Möglichkeit, einen Wahlkampf für die CDU zu führen und den Kandidaten zu verschweigen, konnte sich nur ein Mann wie Adenauer leisten. So entschied ich mich, nicht erneut zu kandidieren, und überließ das Feld anderen. Ich habe dem Bundestag 15 Jahre lang angehört – das war eine lange Zeit, die man nicht unbedingt verlängern musste. Ich habe meinen Schritt jedenfalls nie bereut und nicht bedauert, obwohl die Jahre im Bundestag für mich ein ganz wichtiger Teil meines Lebens waren.

Sie haben von der Ostpolitik, den Ostverträgen und den daraus resultierenden kontroversen Diskussionen berichtet. Diese Politik gilt ja als deutsche Seite der Entspannungspolitik, der Détente. Ist Ihnen bekannt, ob es unter den europäischen Christdemokraten (offene) Befürworter der Entspannungspolitik gab? Wissen Sie, ob dieses Thema auf EUCD-Ebene diskutiert wurde?

Sicherlich wurde die Entspannungspolitik immer diskutiert. Wie offen und wie öffentlich, lasse ich dahin gestellt. Führen Sie sich einmal die Vita der Holländer, der Belgier, der Luxemburger und der Franzosen in der Generation vor Augen, die die Détente miterlebten. Die Menschen und Politiker dieser Generation haben bei aller europäischen und christlich-demokratischen Solidarität wenn es um Deutschland ging als erstes an den letzten Krieg und die Nazizeit gedacht. Das ist ihnen auch überhaupt nicht zu verübeln. Es könnte ja gar nicht anders sein. Daher war für sie jeder vernünftige Beitrag zur Entspannungspolitik etwas, was sie ganz positiv aufgenommen haben. Schwieriger wurde es erst dann, als die Entspannung soweit ging, dass die Mauer fiel. In diesem Kontext konnte man dann doch eher wieder zum Atlantiker werden, denn ohne die Amerikaner und allein mit Briten und Franzosen hätten wir die Einheit gewiss nie geschafft. Es gibt ja das berühmte Diktum

eines benachbarten Regierungschefs,²⁴ wonach er Deutschland so sehr liebe, dass er am liebsten gleich zwei davon hätte, und damit die Stimmung im europäischen Ausland sicher gut wiedergibt. Frankreichs Staatspräsident François Mitterrand musste gewiss erst von Helmut Kohl gedrängt werden, die Einheit Deutschlands zu akzeptieren. Das ist eine ganz unvergessliche Leistung Kohls. Wie Mitterrand die Parteien in der Assemblée Nationale überzeugt hat, weiß ich nicht. Er argumentierte aber bestimmt, dass man weder die Amerikaner noch die Deutschen bremsen dürfe, womit die Angelegenheit entschieden war. Wenn man hinter die Kulissen hätte schauen können oder wollen, hätte man sicherlich festgestellt, dass die deutsche Wiedervereinigung nicht überall eitel Freude ausgelöst hat.

Was war der bewegendste Moment in Ihrem politischen Leben?

Das war die Wiedervereinigung. Vor kurzem war eine Diskussion in den Medien, ob US-Präsident Ronald Reagan anlässlich seines 100. Geburtstages in Berlin geehrt werden sollte. Darüber hinaus wurde die Frage aufgeworfen, welcher Stellenwert ihm in Bezug auf die Wiedervereinigung einzuräumen ist. Es gab Kommentare, wonach Reagan noch zu einem Zeitpunkt öffentlich für die Wiedervereinigung eingetreten ist, als unter den deutschen Politikern die Hoffnungen und Bekundungen zur Einheit immer sparsamer wurden. Ich selbst habe so eine Haltung zweimal erlebt.

Erstes Beispiel: Nachdem ich nicht mehr in Bonn war, hatte ich an der Universität Freiburg über zehn Semester lang einen Lehrauftrag für Politische Wissenschaften. Eines meiner Lieblingsthemen war natürlich die Deutschlandpolitik. Einmal bekam ich Besuch von einem Chinesen, den ich während eines Fluges nach Peking kennengelernt hatte. Er war in der Bundesrepublik Vertreter der chinesischen Nachrichtenagentur und besuchte uns einmal im Schwarzwald. Bei dieser Gelegenheit nahm ich ihn zu einer Seminarsitzung bzw. Vorlesung zu besagtem Thema mit. Er war ungeheuer fasziniert und redete mir sehr zu, dass ich auch einmal in China einen solchen Vortrag halten solle. Wie der Zufall wollte, war zu dieser Zeit gerade eine Reise nach China für die KAS vorgesehen. Als ich in Peking ankam, begrüßte mich ein Vertreter unserer Botschaft. Der Botschafter bedauerte es sehr, dass er leider nur an diesem einen Tag Zeit für mich habe. Auch wenn ich einen langen Flug hinter

mir hätte, ließ er mich wissen, dass er sich sehr freuen würde, mich heute noch treffen zu können. Im Laufe unseres Gesprächs sagte er mir dann, dass er gehört hätte, ich wolle einen Vortrag über Deutschlandpolitik halten. Davon wollte er mir dringend abraten. Im Augenblick passe dieses Thema nicht in die Landschaft. Trotzdem hielt ich den Vortrag und hörte auch nie wieder etwas von ihm. So war das damals leider oft: In Feierstunden wurde gesagt, dass die Einheit unser Herzensanliegen sei; bei anderen Gelegenheiten, zumal in fremden Ländern, hielt man das Thema für unbequem.

Das zweite Beispiel: Beim ZDF hatten wir alle paar Jahre eine Fernsehratssitzung in Berlin. Es gehörte zur Tradition, dass in diesem Rahmen eine Unternehmung in Ost-Berlin oder in der DDR, wohin wir als Westdeutsche durchaus reisen konnten, stattfand. Bei dieser Gelegenheit in den späten 1980er Jahren, aber natürlich vor 1989, besuchten wir das gerade neu eröffnete Grand Hotel in Ost-Berlin, das, von einer schwedischen Firma errichtet, für die DDR eines ihrer Vorzeigeprojekte war. Unsere Delegation erhielt zunächst eine Führung durch dieses in der Tat schöne Hotel. Anschließend wurden wir zum Essen eingeladen. Als Vorsitzendem fiel mir die Aufgabe zu, den Gastgebern zu danken und zu antworten. Nachdem uns ein Teil des Hotels gezeigt worden war, in dem man nur mit Westgeld bezahlen konnte, schloss ich meine kurze Rede, indem ich meine Hoffnung hob, dass man in diesem und in allen anderen Hotels dieses Landes bald überall mit dem gleichen Geld bezahlen könne. Ich erhielt darauf lebhafteste Zustimmung von allen westdeutschen Gästen. Nur unser damaliger Ständiger Vertreter²⁵ zeigte deutlich, wie unpassend und unhöflich er meine Schlussbemerkung fand. Das charakterisiert die damalige Stimmung – nicht nur in amtlichen Kreisen.

Als ich zur gleichen Zeit meinen Lehrauftrag an der Universität hatte, war ich an der Meinung der jungen Generation sehr interessiert. Ich hatte damals den Eindruck, dass viele Studenten, mit denen ich sprach, zu Innsbruck, Fribourg oder Städten in Frankreich ein sehr viel engeres emotionales Verhältnis hatten als zu Leipzig oder Ost-Berlin. Zum großen Teil waren sie noch nie in Ost-Berlin oder gar in der DDR gewesen. Daher machten wir im Rahmen des Seminars über Deutschlandpolitik

25 | Hans Otto Bräutigam (geb. 1931), deutscher Diplomat, 1982–1989 Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR.

stets eine Exkursion nach Berlin, wobei ich viel Wert darauf legte, auch Ost-Berlin zu besuchen. Einmal hatten wir in diesem Kontext ein Gespräch mit Manfred Stolpe²⁶, der damals Vorsitzender des evangelischen Konsistorialrats in Ost-Berlin war. Nach dem Gespräch sagte ich meinen Studenten, dass der Passierschein bis 24 Uhr gelte und sie die Chance nutzen sollten, sich in Ost-Berlin umzuschauen und Gespräche zu führen. Am nächsten Tag diskutierten wir darüber und ich hatte das glückliche Gefühl, dass die jungen Leute gemerkt hatten, dass auch die Menschen in der DDR Deutsche waren, mit denen uns mehr verbindet als nur die Sprache. Für mich war das ein tiefer Eindruck. Auch deswegen ist für mich die Wiedervereinigung das schönste Erlebnis meines politischen Lebens.

Herr Dr. Kraske, wir danken Ihnen ganz herzlich für das Gespräch.

26 | Manfred Stolpe (geb. 1936), deutscher Politiker der SPD, 1990–2002 Ministerpräsident von Brandenburg, 2002–2005 Bundesminister für Verkehr, Bau und Wohnungswesen.